

# Frauenmord

„Komm Oskar! Wir gehen Gassi!“ Eigentlich war es nicht nötig, meinen Hund zum Spazieren gehen zu animieren. Sobald er das Rascheln der Leine hörte, verfiel er in einen Zustand der Euphorie, für den ich ihn immer wieder beneidete. Wir verließen meine kleine Wohnung in der Jägerstraße und folgten den Gassen der Altstadt, bis wir den schmalen Weg erreichten, der an der Pfinz entlang führte. Es war noch nicht lange her, dass ich von Dortmund nach Durlach gezogen war und obwohl ich die Großstadt gewohnt war, fühlte ich mich in dem kleinen Städtchen Durlach heimisch. Mir gefiel die persönliche Atmosphäre, die Durlach ausstrahlte, ohne dass ich jedoch auf die Vorzüge einer Großstadt verzichten musste. Denn Durlach verfügte über eine gute Infrastruktur und sollte dennoch etwas fehlen, so erreichte man die Karlsruher Innenstadt innerhalb kürzester Zeit.

Jetzt blickte ich verträumt auf die Pfinz, auf deren Wasseroberfläche sich ein Spiel aus Schatten und Licht abzeichnete. Leicht fröstelnd – der Frühling hatte gerade erst dem Winter Einhalt geboten und die kühle Morgenluft durchdrang schnell meine leichte Jacke – genoss ich jeden einzelnen Sonnenstrahl, der seinen Weg durch das frisch erblühende Laub der Bäume zu mir fand. Oskar lief wie immer ein Stück voraus und erkundete, neugierig und begeisterungsfähig wie nur Hunde es sein können, aufgeregt seine Umgebung. Völlig eingenommen von der zu neuem Leben erwachten Natur, die ich den ganzen, endlos scheinenden, kalten Winter so vermisst hatte, merkte ich erst spät, dass Oskar aus meinem Blickfeld verschwunden war. Ich steigerte mein Lauftempo. Normalerweise war mein Schäferhund stets darauf bedacht, sein Frauchen im Visier zu haben, um es so jederzeit vor möglichen Gefahren schützen zu können. Mein Blick schweifte suchend und immer unruhiger umher, bis ich erleichtert sein Bellen vernahm und ihn ein gutes Stück entfernt am Ufer der Pfinz entdeckte. „Oskar, wie kannst du mich nur so erschrecken...“, lief ich laut schimpfend auf ihn zu und wollte schon mit meiner Standpauke fortfahren, als ich erkannte, dass er offensichtlich eine Entdeckung gemacht hatte. Heftig mit dem Schwanz wedelnd und laut bellend stand er am Ufer und blickte immer wieder von mir zum Wasser.

Ich erinnere mich nicht mehr genau, was dann geschah. Verschwommene Bilder spielen sich in meinem Kopf ab. Nachts, wenn es dunkel ist, formieren sie sich zu plastischen Figuren vor meinem geistigen Auge und jagen mich. Eine blasse Hand ragt aus dem Wasser hervor und streckt sich nach mir aus, bereit, mich mit in die Tiefe zu ziehen. Tote Augen fokussieren mich, starren mich an und verhöhnen mich und meine Angst. Dann mein eigener, markerschütternder Schrei - mein Herz hüpft auf und ab und erinnert mich daran, dass ich am Leben bin.

Es war nicht einfach für mich, wieder zum Alltag zurückzukehren. Ich schlief nicht gut und konnte mich deshalb tagsüber nicht richtig konzentrieren. Auch Oskar litt unter meinen Ängsten, denn anstelle der langen und ausgiebigen Spaziergänge, die ich früher mit ihm gemacht hatte, lief ich nur noch kleine Strecken in der näheren Umgebung und mied das Gebiet rund um die Pfinz. Jedes unerwartete Geräusch ließ mich zusammensucken, jede

unvermittelte Bewegung quittierte mein Körper mit einem Erzittern. Vieles, was mir zuvor mit Leichtigkeit von der Hand gegangen war, fiel mir nun endlos schwer. Ich war wie gelähmt. Dennoch schleppte ich mich, nachdem ich eine Woche krankgeschrieben war, ins Polizeipräsidium Karlsruhe, wo ich meiner Arbeit als Sekretärin in der Mordkommission nachging. Anders als befürchtet, half mir die Arbeit bei der Bewältigung meiner wiederkehrenden Ängste, denn obwohl ich hier ständig mit Straftaten konfrontiert wurde, waren die Ablenkung und die wohlmeinenden Worte meiner Kollegen und Vorgesetzten meinem Befinden zuträglich. Es hatte sich über die Tage, an denen ich gefehlt hatte, viel Arbeit angehäuft, und so machte ich mich geschäftig daran, meine Erledigungsliste abzuarbeiten. Als ich nach einiger Zeit aus dem Fenster blickte, hatten sich dunkle Wolken vor die Sonne geschoben; nur an wenigen Stellen blitzte die Sonne hervor und verlieh den Wolken so einen bedrohlichen Charakter. Ich zog meine Weste enger um meinen Körper und konzentrierte mich wieder auf die Akte, die ich soeben aufgeschlagen hatte: Janina Sander, 23 Jahre, geboren am 21. Januar 1991, gestorben am 04. März 2014, wohnhaft in Karlsruhe-Durlach. Ich stockte. Mein Herz schlug mir bis zum Hals, mein Atem ging unregelmäßig und stoßend. Für einige Sekunden starrte ich wieder auf die Wolken hinter dem Fenster, die sich am Himmel zu Furcht einflößenden Ungetümen aufgetürmt hatten. Dann wandten sich meine Augen erneut den schwarzen Lettern auf dem vorliegenden Blatt zu. Ich zwang mich, alle Einzelheiten zu dem Mord an der jungen Frau immer und immer wieder aufs Neue zu studieren, auch wenn sich die Buchstaben mit aller Kraft dagegen wehrten, von mir entziffert zu werden. Janina Sander, eine zierliche Frau mit feinen und ebenmäßigen Gesichtszügen – ich musterte das beiliegende Foto lange und ehrfürchtig, denn sie war eine hübsche Frau mit außergewöhnlich strahlenden Augen –, war bereits Tage bevor mein Hund sie an der Pfingst aufgespürt hatte, vermisst gemeldet worden. Man hatte sie zuletzt im Schlossgarten gesehen, wo sie, noch bevor ihre Schicht im Krankenhaus begann, ihr tägliches Ausdauertraining absolvierte. Der Akte lag auch der Obduktionsbericht bei, aus dem hervorging, dass die junge Frau zunächst von hinten erdrosselt wurde. Erst dann hatte man sich an ihr vergangen. Tränen liefen mir über die Wangen, als ich das Foto erblickte, auf dem die Wasserleiche abgebildet war; das Gesicht war aufgedunsen, die blonden Haare, die es einst umrahmt hatten, fehlten, was das junge Wesen noch hilfloser und schutzbedürftiger aussehen ließ. Vorsichtig, fast als wollte ich dem Foto der jungen Frau durch eine Erschütterung kein weiteres Leid zufügen, schloss ich die Akte.

Ich verließ mein Büro, ohne mich zu verabschieden. Auch auf mehrfache Versuche meiner Kollegin, mich zu erreichen, ging ich nicht ein. So war ich auch wenig gewillt, die Tür zu öffnen, als es am späten Abend an der Haustür klingelte. Dennoch begab ich mich, wie aus Gewohnheit, eingehüllt in eine wärmende Decke, zur Tür und spähte durch den Spion. Als ich auf der anderen Seite der Tür meinen Exfreund Tim stehen sah, war ich erst erschrocken – wir hatten seit Monaten nichts mehr voneinander gehört – und wendete mich von dem Spion ab, aus Angst, Tim könne mich von außen erkennen. Dann aber besann ich mich eines Besseren und ließ Tim eintreten; etwas seelischen Beistand konnte ich jetzt gut vertragen. „Nina“, begrüßte er mich, bevor er mich in seine Arme schloss. Ich war überrumpelt, genoss

aber gleichzeitig die menschliche Wärme und die Vertrautheit, die zwischen uns nach wie vor bestand, denn auch wenn sich meine Arbeitskollegen in letzter Zeit stets darum bemüht hatten, einen guten Kontakt aufrechtzuerhalten, fühlte ich mich seit dem Vorfall oft einsam. Oskar blickte zunächst nur unwillig von seinem Schlafplatz im Wohnzimmer auf, erhob sich dann aber doch, um unseren Gast zu begrüßen. Tim hörte mir bereitwillig zu und spendete mir Trost, als ich auf sein Nachfragen, wie es mir denn ginge, von meinen Ängsten berichtete, die aus dem schrecklichen Fund meines Hundes resultierten. Anders als andere Männer fürchtete er sich nicht vor möglichen Gefühlsausbrüchen – so war es schon damals während unserer dreijährigen Beziehung gewesen – und erduldete nachsichtig meine Tränen um das verstorbene Mädchen. Es war schon spät in der Nacht, als ich mich von ihm verabschiedete und ihn, wenn auch nur ungern, in die Kälte der Nacht entließ.

Ursprünglich hatte ich nicht vor, diese Woche noch einmal das Polizeipräsidium aufzusuchen. Als ich an diesem Morgen jedoch noch vor Sonnenaufgang erwachte und nicht mehr in den Schlaf zurückfand, entschloss ich mich doch, meine Arbeit aufzunehmen. Ich erreichte noch vor Dienstbeginn mein Büro und legte die Akte, die mich gestern derart aus der Fassung gebracht hatte, außerhalb meiner Sichtweite. Svenja, meine Kollegin, lugte später im Vorbeigehen nur flüchtig durch den Spalt, den ich zum Flur offengelassen hatte, in mein Büro, ohne jedoch, wie sie es sonst immer tat, freundlich zu grüßen. Sie hatte sich offensichtlich noch nicht von der Kränkung erholt, von mir ignoriert worden zu sein, indem ich ihre Anrufe abgelehnt hatte. Dafür beehrte mich mein Vorgesetzter, Kriminalkommissar Brückner, mit einem Besuch. Ohne Begrüßung stürmte er aufgebracht in mein Zimmer: „Schon wieder ein Mord! Und dasselbe Muster wie beim Letzten... Das darf doch nicht wahr sein... Den hätten wir verhindern können, wenn wir endlich mal weiter kommen würden bei der Suche nach dem Täter...“, sagte er halb zu mir, halb zu sich selbst gewandt. Dann schlug er auf meinem Schreibtisch eine Akte auf und fuhr, nun etwas gemäßigt, erklärend fort: „Laura Bartels hieß die Kleine, gerade einmal achtzehn Jahre alt“. Er zeigte auf ein Bild von einem jungen Mädchen, ihre noch kindlichen Züge zeugten von ihrem jungen Alter. Sie war wohl zu Lebzeiten eine ansehnliche junge Frau gewesen, doch ihr blau angelaufenes, geschwollenes Gesicht, die schweren Quetschungen am Hals und ihr abrasierter Schädel ließen sie abstoßend, fast unmenschlich wirken. „Sie hing am Brunnen auf dem Durlacher Marktplatz – vor der Kirche... Wie makaber...“, kopfschüttelnd lief Kommissar Brückner schon in Richtung meiner Bürotür, besann sich dann aber des eigentlichen Grundes, warum er mich besucht hatte. „Schreiben Sie mir das Protokoll über den vermuteten Tathergang. Ich hab Ihnen alles auf das Diktiergerät gesprochen.“, ließ er verlauten und warf unachtsam die Tür hinter sich zu.

Der Weg nach Hause kam mir endlos vor. Ich war froh, als ich die Haltestelle Schlossplatz erreicht hatte, von der ich innerhalb weniger Minuten zu meinem Haus gelangte. Ich war so erleichtert, als ich Oskar, der meine Ankunft ebenso sehnsüchtig erwartete, wie es umgekehrt der Fall war, bereits im Treppenhaus bellen hörte, dass ich den Blumenstrauß und die beiliegende Grußkarte, die neben meiner Haustür abgelegt worden waren, erst gar nicht bemerkte. „Ich bin immer für dich da. Tim“, stand dort in einer kantigen Handschrift

geschrieben. Ein flüchtiges Lächeln huschte über meine Lippen, dann betrat ich meine Wohnung und ließ die Tür hinter mir ins Schloss fallen.

Er erfolgte nur wenige Tage später: Der dritte Mord. Auch diesmal war es eine junge Frau – sie war erst kürzlich vierundzwanzig Jahre alt geworden – die ihr Leben lassen musste. Und auch in diesem Fall war sie erst erdrosselt und dann vergewaltigt worden. Eine Mutter mit ihren Kindern entdeckte ihren leblosen Körper unterhalb der Aussichtsplattform am Turmberg, wo man sie nach ihrem Tod hinuntergestürzt hatte.

Mit jedem Mord wuchs meine Angst und die der Bevölkerung. Die Presse überschlug sich nur vor neuen Schlagzeilen bezüglich der Bluttaten und mit jeder weiteren Berichterstattung wurden mehr Unwahrheiten verbreitet. Durlach war zweifellos in einem Ausnahmezustand. Polizeieinsätze wurden verschärft, Empfehlungen und Sicherheitsbestimmungen wurden ausgesprochen. Das heimelige Städtchen, das mir so schnell vertraut worden war, wirkte nun weitläufiger und anonymer. Menschen begegneten sich auf der Straße, aber ihr freundliches, offenes Lächeln war einem kritischen und besorgten Blick gewichen; wer wusste schon, zu welchen Untaten das Gegenüber in der Lage war.

Parallel dazu verschärfte sich auch die Situation im Polizeipräsidium: Die Öffentlichkeit wollte Ergebnisse sehen, die die Kriminalpolizei nicht hatte. Fieberhaft wurde das private Umfeld der betroffenen Frauen durchsucht, um – abgesehen von demselben Tathergang – Gemeinsamkeiten aufzuspüren, die einen Hinweis auf den Täter liefern könnten. Die Stimmung war dementsprechend angespannt. Als ich an einem trüben Mittwochnachmittag einen Bericht bei Kriminalkommissar Brückner abgeben wollte, hörte ich hinter der angelehnten Tür laute Stimmen. Ich hielt inne. „Ich gebe Ihnen einen Tag, keinen weiteren, dann will ich sehen, wofür der Staat Sie bezahlt! Wenn es weitere Opfer gibt, dann mache ich *Sie* dafür verantwortlich, haben Sie mich verstanden?“. Die Stimme, die ich als die von Kommissionsleiter Hansen identifizierte, zitterte und überschlug sich vor Wut. Ich erschrak, als die Tür plötzlich von innen aufgerissen wurde und Christoph Hansen wütend mit hochrotem Kopf an mir vorbeieilte. Ich sammelte mich kurz, bevor ich in das Zimmer eintrat. Rechts von der Tür saß Kommissar Brückner zurückgelehnt in seinem Drehstuhl, seine Brauen waren verärgert über den Augen zusammengezogen, seine Lippen waren zu einem schmalen Schlitz zusammengepresst. Mit einem unausgesprochenen Vorwurf in den Augen richtete sich sein starrer Blick auf den Schreibtisch gegenüber, an dem sein Ermittlungspartner Kommissar Richter platzgenommen hatte. Dieser schaute erleichtert auf, als er mich das Zimmer betreten sah, froh darüber, den Blicken von Brückner entgehen zu können, denen er nicht standhalten konnte. Richter hatte eher eine kräftige Statur, sein Bauch wölbte sich deutlich sichtbar unter seinem hellblauen Hemd hervor. Seine Schultern waren leicht nach vorne gezogen und die Brille, die stets auf die Mitte des Nasenrückens rutschte und die er dann, mit einem verschmitzten Lächeln auf den Lippen, wieder nach oben schob, ließen ihn mehr wie einen freundlichen Großvater denn wie einen ernstzunehmenden Kriminalkommissar wirken. Früher einmal war Richter ein athletischer Mann gewesen, der mit seinem Scharfsinn und Verstand viele seiner Kollegen übertrumpft

hatte; heute aber war er es müde, gegen etwas zu kämpfen, das in seinen Augen weder verhindert werden konnte, noch in angemessenem Sinn bestraft wurde. Er hatte seinen Glauben an Gerechtigkeit verloren.

Ich entflohm dem Büro und seiner aufgeladenen Atmosphäre, sobald es möglich war und war froh, als ich mich nach einem langen und anstrengenden Arbeitstag auf meinem Sofa niederlassen konnte. Oskar wedelte glücklich mit dem Schwanz, zufrieden darüber, dass sein Frauchen wieder in der Nähe war und legte seinen Kopf auf meinen Bauch. Ich hatte gar nicht gemerkt, wie ich langsam in den Schlaf geglitten war, wurde mir dessen aber unangenehm bewusst, als mich das Klingeln des Telefons abrupt aus dem Schlaf riss. Schlaftrunken quälte ich mich vom Sofa in Richtung Telefon, war aber nicht schnell genug, weshalb der Anrufer dazu veranlasst wurde, auf die Mailbox zu sprechen. „Nina, melde dich, ich hab jetzt schon mehrfach versucht, dich zu erreichen. Es tut mir leid, wenn du dich von mir eingeengt gefühlt hast, das war nie meine Absicht. Ich... ich dachte einfach, ich hätte noch eine berechtigte Hoffnung auf... naja, auf einen neuen Anfang. Ach Nina, ruf mich einfach an, ja?“ Ich ließ mich resigniert zurück auf die Couch fallen, betrübt über das Verhalten, das Tim seit Wochen an den Tag gelegt hatte. Zunächst hatte ich es für Zufälle gehalten, wenn wir uns beim Einkaufen oder beim Bummeln in Durlach trafen, dann jedoch überkamen mich ernsthafte Zweifel. Tim hatte sich beinahe täglich bei mir gemeldet, mich immer wieder darum gebeten, meine Entscheidung von damals, getrennte Wege zu gehen, zu überdenken. Was mich erst geschmeichelt hatte, war allmählich zu einer Last geworden. Auch diesmal ließ ich seinen Anruf unbeantwortet.

Als mich am darauffolgenden Abend erneut ein Anruf erreichte, war ich derart genervt, dass ich wutentbrannt den Hörer von der Station nahm und ungeduldig rief: „Tim, wenn du mich noch ein einziges Mal anrufst, dann lass ich deine Nummer sperren. Lass mich endlich in Frieden!“ „Ist ja interessant, Frau Wagner.“, entgegnete mir eine mir wohlbekannte Stimme süffisant. Mir schoss das Blut in die Wangen. „Herr Brückner... Es tut mir leid, ich dachte... Ich habe jemand anderes erwartet.“, stammelte ich. „Das habe ich mir fast gedacht.“ Ein lautes, durchdringendes Lachen ertönte aus dem Apparat. Sicherheitshalber entfernte ich den Hörer etwas von meinem Ohr. „Ich hätte eine Bitte an Sie, Frau Wagner.“, fuhr Brückner fort. „Ich habe mein Diktiergerät heute mitgenommen, um einige Berichte fertigzustellen, aber ich habe nicht bedacht, dass ich morgen nicht im Amt bin – ich gönne mir ausnahmsweise mal ein verlängertes Wochenende, wissen Sie? Könnten Sie das Gerät bei mir abholen, damit Sie die Berichte morgen in schriftliche Form bringen können? Sie wohnen ja in der Nähe...“

Ich war nicht im Besitz eines Autos und so war ich gezwungen, den Weg zur Geigersbergstraße zu Fuß zurückzulegen. Von der Jägerstraße gelang ich über die Pfnztalstraße auf die Marstallstraße und lief dann am Schlossgarten entlang. Im Dunkeln wirkten die Bäume wie knorrige Gestalten. Ihre dicht belaubten Ärme wiegten im Wind hin und her und erzeugten so ein unheimliches Rascheln, das mich das ein oder andere Mal zusammenzucken ließ. Meine Schritte beschleunigten sich. Ich hatte das Bedürfnis, auf dem

Absatz kehrt zu machen und mich in mein beschauliches, gemütliches Zuhause zurückzugeben, gab meinem Drang aber nicht nach, sondern wandelte ihn in eine noch energischere Vorwärtsbewegung um. Als ich schließlich nach einer guten viertel Stunde mein Ziel erreichte, betrachtete ich beeindruckt das imposante Gebäude, das sich mir darbot. Die Villa war sehr schlicht und nüchtern gehalten, kein überflüssiges Beiwerk störte das Auge des Betrachters oder lenkte gar von der eigentlichen Eleganz des Bauwerks ab. Dafür gaben riesige Fenster, die sich über eine enorme Höhe und Breite ausstreckten, denn Blick nach innen frei. Auch die Innenausstattung war – soweit man es von außen beurteilen konnte – äußerst puristisch: Auf dem hochwertigen, dunklen Parkett standen nur wenige ausgesuchte, weiße Möbel; auf unnötige Dekorationsartikel hatte man komplett verzichtet. Ohne dass ich geklingelt hatte, öffnete sich die Tür. „Kommen Sie nur herein.“, sagte Brückner und machte eine einladende Geste. Ich hatte nicht vor, längere Zeit zu verweilen, aber die Höflichkeit und die Neugierde auf das Interieur des Hauses verboten es mir, seine Einladung abzulehnen. Erwartungsvoll sah ich mich in dem weitläufigen und ansprechend eingerichteten Flur um, der dem Betrachter große Vorfreude auf den Rest des Hauses machte. Dann trat ich – dem Hausherrn folgend – in den Wohnraum ein, der ebenso stilvoll wie minimalistisch möbliert war. Die beträchtliche Raumhöhe und das Fehlen warmer Farben machte auf mich jedoch einer mehr bedrohlichen als einladenden Eindruck. „Ich mache Ihnen einen Kaffee, wenn Sie mögen.“, sagte er und fügte, nachdem ich zugestimmt hatte, fragend hinzu: „Zucker oder Milch?“ Er verschwand in der Küche. Ich ließ meinen Blick gefesselt über die Einrichtung des Hauses schweifen, stieg eine kleine Anhöhe hinauf, auf der sich der Essbereich erstreckte und bog dann – geleitet von meiner Neugierde – links in einen kleinen Raum ein. Ein hölzerner Schreibtisch stand in der Mitte des Raumes auf einem orientalischen Webteppich. Bücher stapelten sich auf Tisch und Boden und ein Durcheinander an Papierhaufen und allerlei Gerümpel verliehen dem Zimmer eine gemütliche Atmosphäre, die nicht zum Rest des Gebäudes passte. Auf einer Kommode im hinteren Eck des Zimmers stand ein alter Plattenspieler und ich lächelte, ganz in Gedanken an meine frühe Kindheit versunken. Dann aber realisierte ich mein indiscretes Verhalten und wollte mich schon zum Gehen wenden, als mein Blick auf eine von mir bisher nicht beachtete Wand fiel, an der massenhaft Fotos hefteten. Viele der Bilder zeigten undeutliche Umrisse von Menschen in einiger Entfernung, doch als ich näher an sie herantrat, entdeckte ich auch das Gesicht einer mir bekannten Person: Blonde, wallende Haare umspielen ein zartes Gesicht; mit leicht geröteten Wangen steht die junge Frau in einer weißen Winterlandschaft, die Arme ausgebreitet, als wolle sie die ganze Welt umarmen, auf den Lippen ein strahlendes Lächeln. Ich rang um Luft. Die Welt um mich herum schien für einige Sekunden stillzustehen, als ich daneben auch Bilder von mir erkannte. Bilder, auf denen ich die Haustür aufschließe, auf denen ich freudig von Oskar begrüßt werde; Bilder von mir in der Stadt, beim Einkaufen, bei einem Treffen mit Tim.

„Sie haben sich entdeckt?“. Ich schnellte herum; mein Herz pochte so laut, dass ich das Gefühl hatte, man könne es noch in einigen Kilometern Entfernung hören. „Herr Brückner...“, meine Stimme versagte, brach bei dem kläglichen Versuch, mich aus der Situation zu

befreien. Sein zynisches Lachen verspottete mich und hallte in meinen Ohren wider. „Wie wäre es mit etwas Musik?“. Er lief, ohne mich aus den Augen zu lassen, zu dem Plattenspieler. „Antonio Vivaldis Sturm, ein wunderbares Stück.“ Er war nicht mehr zu übersehen, der Wahnsinn in seinen Augen, wie er da wild mit den Armen fuchtelnd stand und im Takt der dramatischen Musik seinen Kopf hektisch hin- und her bewegte. Ich war unfähig, mich zu rühren. Gebannt starrte ich auf diesen mir völlig fremden Menschen vor mir, von dem ich immer geglaubt hatte, er sei rechtschaffen und gerechtigkeitliebend. Abrupt riss er den Tonabnehmer von der Schallplatte. Stille kehrte in das Haus und legte sich wie eine Eisenkette um meinen Hals. „Warum?“, brachte ich mit größter Mühe hervor. „Warum?“, wieder schallte das hasserfüllte, bebende Lachen durch den Raum. „Ihr biedert euch doch an, ihr Weibsbilder. Ihr wollt es doch gar nicht anders.“, seine eiskalten Augen fixierten mich und ließen das Blut in meinen Adern gefrieren. „Jahrzehntelang war ich geduldig mit euch, habe so viele Verletzungen und Erniedrigungen erduldet. Habe es toleriert, dass ihr – durchschaubar wie ihr seid – immer den gleichen Männern auf den Leim gegangen seid und wahre Größe verkannt habt! Ich habe mich euren Anmaßungen gefügt, habe ertragen, wie ihr euch wie Männer gekleidet und Positionen im Beruf eingefordert habt, die nur Männern zustehen. Dabei seid ihr nichts! Ihr seid aus *unserer* Rippe gemacht, ein minderwertiges Geschlecht! Eure einzige Aufgabe ist es, eurem Mann das Leben angenehm zu machen. Aber ihr versteht es nicht – es übersteigt euren Verstand, es zu verstehen.“. Sein Kopf war rot angelaufen, seine Hände hatte er erhoben und zu Fäusten geballt. „Aber ich dulde das nicht mehr. Ich dulde es einfach nicht mehr.“, sagte er in einem plötzlich ruhig und leise werdendem Ton, der seinem Wahnsinn noch mehr Ausdruck verlieh. „Euer Tod ist der einzige Ausweg, die einzige Möglichkeit, euch zur Vernunft zu bringen, eure Eitelkeit und euren Hochmut zu besiegen. Ich will euch doch nur helfen, wieder ehrbar zu werden, zu lernen, dass eure Schönheit vergänglich ist und euer Wille gebrochen werden kann.“ Fast traurig blickte er mich an. „Es tut mir so leid, du kleiner Engel. Mit deinen blonden, glänzenden Haaren...“. Ich krallte mich an die Rückenlehne des Schreibtischstuhls und wich nach hinten aus, als er mit einem Strick in der Hand, den er vom Schreibtisch aufgelesen hatte, auf mich zukam.

Dann ging alles ganz schnell. Der Holzstuhl in meinen Händen traf Brückner mit einer solchen Wucht, dass er nach hinten fiel. Das war die Gelegenheit für mich, die Flucht zu ergreifen. Ich rannte so schnell, wie meine Füße tragen konnten, rannte um mein Leben und ließ mich erst dann erschöpft zu Boden fallen, als mich meine Kräfte verließen. Ein Passant fand mich einige Zeit später am Straßenrand liegend und informierte Polizei und Rettungswagen. Ich blieb einige Tage zur Kontrolle im Krankenhaus. Es dauerte lang, bis ich mich mit therapeutischer Unterstützung von meiner Angst befreien konnte. Nur für Brückner kam jede Hilfe zu spät: Er starb am 21. April 2014 durch Suizid – wenige Minuten nach meiner Flucht hatte er sich an seinem Balkon erhängt.